



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **König Ludwig II. von Bayern**

**Tschudi, Clara**

**Leipzig, circa 1910**

14. Der geistesranke König

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47307](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47307)

## 14.

## Der geistesfranke König.

In dem schönsten der Schlösser, die Ludwig erbaut hat, steht am Eingange zu der prächtigen Sängerkirche ein seltsames Steinbild, zu dem er selbst die Idee gegeben hatte: eine Palme, strotzend von Fülle und Kraft und reich beladen mit goldenen Früchten, an deren Fuße ein häßlicher Drache mit weit geöffnetem Rachen liegt — ein Sinnbild der Krankheit, die auf den erblich belasteten König lauerte.

Bei Prinz Otto von Bayern war die Krankheit plötzlich ausgebrochen; bei Ludwig kam sie unmerkbar schleichend, so daß nicht einmal die Sachkundigen die Augen ganz offen für die drohende Gefahr hatten. Zweifellos wußte er selbst, daß er periodisch geistesgestört war. Aber er wollte die Welt seinen Zustand um keinen Preis sehen lassen.

Im Februar 1884 ließ er einen Zahnarzt zu sich rufen, der seine Erinnerungen an den Besuch bei ihm aufgezeichnet hat: „Der König war äußerst liebenswürdig und sprach erst über die vielen Leiden, die ihm seine Zähne verursachten. Obwohl er es nicht ertragen konnte, daß seine Diener ihn anblickten, hielt er es stundenlang aus, mich Fremden bei sich zu sehen; und nicht mit einem Worte oder einer Miene verriet er das Unbehagen, das er ohne allen Zweifel empfand! — Als ich ihm einigemal widersprach, nahm er dies ruhig und freundlich auf, führte neue Gründe für seine eigenen Anschauungen an und zeigte eine bewunderungswürdige Selbstbeherrschung.“ —

Mit seiner ganzen Kraft kämpfte Ludwig, um sich aus dem verhängnisvollen Netze zu befreien, das sich dichter und dichter um ihn spann, und durch eine rastlose Tätigkeit suchte er sich im Gleichgewichte zu halten. Er baute an drei verschiedenen Stellen. Viele der Kunstgegenstände, mit denen er seine Schlösser füllte, wurden nach seinen eigenen Zeichnungen angefertigt; und er prüfte sie sorgfältig und wies ihnen selbst die Plätze an.

Ganz besonders interessierte ihn von jeher die französische Literatur, und geradezu von einer Schwärmerei war er für den Hof in Versailles ergriffen. Ludwig der Vierzehnte war sein Ideal! Er umgab sich mit Bildern von ihm und seinem Hofe; er trug Manschettenknöpfe mit den französischen Lilien, und diese wurden in Gold auf den Stühlen, Sofas und Kissen in seinen Sälen eingestickt.

Er sehnte sich danach, ein unumschränkter Herrscher zu werden, und die unzähligen Bücher und Schriften, die er über Ludwig den Vierzehnten las, gaben seinen Wahnvorstellungen ununterbrochen Nahrung. In seinen letzten Jahren wurde er vollkommen vom Größenwahn beherrscht. Er glaubte, daß er Besuche von „Le roi soleil“ empfing, und daß er sich mit ihm unterhielt; ja, zeitweise bildete er sich sogar ein, daß er dieser mächtige Alleinherrscher selbst sei.

Auch für Marie Antoinette nährte er eine krankhafte Schwärmerei, ließ an ihrem und an Ludwigs des Sechzehnten Todestage Messen lesen und vertiefte sich in Träume von der unglücklichen Königin.

Um seine Tafel in dem großen Festsaale waren Stühle für Herren und Damen vom französischen Hofe aufgestellt. Bisweilen glaubte er, daß sie wirklich dasäßen, und unterhielt sich lebhaft mit ihnen französisch. Treffend, wie er oft

in seinen Aussprüchen sein konnte, äußerte er, daß ihm diese Gesellschaft so angenehm sei; denn „sie fände sich ein, wenn er es wünschte, und sie verschwände auf den ersten Wink“.

Immer allein, gab er sich seinen phantastischen Einfällen in vollem Maße hin. Wenn er nicht ausfuhr, pflegte er die Nacht auf dem See oder in der erleuchteten Sängerkirche auf seinem Schlosse zu verbringen.

Er war von einer eigentümlichen Doppelnatur beherrscht: mit der größten Sympathie für die Republik Schweiz und den Freiheitshelden Wilhelm Tell vereinte er den Wunsch, eine Bastille zu besitzen, und die Gitter und Mauern, mit denen er seine Schlösser umgab, zeigten besser als alle Erzählungen, daß er die Menschen scheute.

Die Ausbrüche von Raserei wurden bei ihm allmählich häufiger, sein Kampf gegen die Krankheit ward schwächer, und zeitweilen schien ihm alles gleichgültig zu sein.

Manchmal hörte er Fußtritte hinter sich und wandte sich erschreckt um; aber es war niemand zu sehen! Ein andermal sah er Tiere auf dem Fußboden umherkriechen, merkte aber im nächsten Augenblicke, daß der Diener, der sich gehorsam bückte, um sie wegzunehmen, gar nichts in der Hand hielt. Dann stellte er ihn auf die Probe, indem er verlangte, er solle Dinge sehen, die der König gar nicht sah, überhäufte ihn aber mit Hohn und Zornesausbrüchen, wenn er sich hatte verleiten lassen, ihn zu täuschen.

Trotz der Zunahme der Krankheit aber bewahrte er seine scharfe Beobachtungsgabe, hörte niemals auf, bis zu einem gewissen Grade logisch zu denken und konsequent zu handeln, und hatte selbst in seinen letzten Lebensjahren noch Wochen und Tage, wo er bei vollem Bewußtsein war.